

Unverkäufliche Leseprobe



Egon Schwarz
Unfreiwillige Wanderjahre
Auf der Flucht vor Hitler durch drei
Kontinente

Mit einem Nachwort von Uwe Timm
260 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-58686-6

I. WIEN

In der Kindheit ist der frei sich selbst bestimmenden Individualität offensichtlich wenig Spielraum gegönnt. Weder Zeit noch Ort, weder biologisches Erbe noch soziale Klasse ebensowenig wie die weitere Umwelt, mächtige Faktoren in der Entwicklung des Einzelnen, unterstehen seiner eigenen Auswahl. Ich wurde in Wien geboren, der ehemaligen Kaiserstadt, unter sprichwörtlich sanges-, liebes- und eßlustigen Leuten, ausgerüstet mit dem vielgerühmten goldenen Wiener Herzen. Im Gegensatz zu nomadisch ruhelosen Nationalitäten wie den Italienern etwa und den Schweizern, die es oft auf Nimmerwiedersehen hinaus in die weite Welt treibt, sind die Wiener, so heißt es, eine heimatliebende Bevölkerung, die auf ihrer Gemütlichkeit besteht und nach den großen Ferien eilig nach Hause zurückkehrt. Warum? Weil es sonst nirgends auf Erden so resche Kaisersemmeln und so gutes Hochquellenwasser gibt wie in Wien. In Wien, der leichtfüßigen Stadt des Walzers und der leichtherzigen sybaritischen Vergnügungen, war jedes Mädél süß, jeder Herr ein Baron und charmant, jeder Hausmeister ein Kenner der großen Oper und jede Mahlzeit ein knuspriges Backhendl. Selbst das Verhältnis verachteter Minderheiten zu dem harten Boden, auf dem sie einen so schweren Stand haben, wird im Volksmund verharmlost:

Wia da Moses de Judn hot g'fihrt iebers Meer,
Do wóan in da Leopoldstodt die Kafféeheiser leer.

Noch heute, wo von all diesem Glanz nur die zur Förderung des Fremdenverkehrs aufpolierte Oberfläche übrig ist, verschleiern sich die Augen überseeischer Reisender ein wenig, wenn man ihnen gesteht, man sei aus Wien, jenem Vienna mit Torte und Schlag, wo sie die heimlichsten Extravaganzen ihrer schwerfälligen Imagination erfüllt wännen. So zählebig ist die Legende.

Ich bin zwar in Wien geboren, aber es war nicht das Wien der Legende. Gäbe es so etwas wie ein Mitbestimmungsrecht, so müßte hinzugefügt werden, daß der Zeitpunkt meiner Geburt schlecht gewählt war: ein paar Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, in einer Wirt-

Original document
© Verlag C. H. Beck

schaftskrise, die wie eine dunkle Wolke die blendende Ausstrahlung der Legende so gut wie ganz verdeckte. Wien war gerade von der großen Hauptstadt eines vielsprachigen Weltreichs zum wackligen Wasserkopf eines rückständigen Rumpfländchens degradiert worden, in dem die ehrgeizigen Gedanken von ehemals noch wie Gespenster herumspekten und einen umso schauerlicheren Gegensatz zur sozialen Wirklichkeit bildeten. Wer heute, im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts, die musealen, aber frisch gesäuberten Fassaden der alten Wiener Paläste und Barockhäuser bewundert, wer als Urlauber oder Geschäftsreisender die rege Prosperität der österreichischen Provinz gespürt hat, dem wird es nicht leicht fallen, sich das graue, niedergedrückte, arbeitslose Wien meiner Kindheit vorzustellen oder zu verstehen, warum das heute so wohlhabende Bundesland Vorarlberg unter Berufung auf seinen von der allgemeinen bayrischen Mundart Österreichs abweichenden alemannischen Dialekt damals einen – natürlich vergeblichen – Antrag auf Aufnahme in die Schweizerische Eidgenossenschaft stellte. Zu meinen frühesten schreckhaften Erinnerungen gehören die Krüppel, Blinden und Kriegsversehrten an jeder Ecke, die dem Passanten bettelnd Hände, Mützen oder Blechbüchsen entgegenstreckten, die Obdachlosen in Parkanlagen und unter den Donaubrücken, die vielen Fiedler, Orgelmänner und Straßensänger, die in den Hinterhöfen aufspielten oder sangen und denen man zur Belohnung in Papier gewickelte zehn Groschen hinunterwerfen durfte. Mehrmals am Tag, nach stillschweigender Übereinkunft am häufigsten aber samstags, läutete die Türglocke, und durch das Guckloch gewährte man groteske Gestalten, die irgendein Gebrest vorwiesen, sich als beschäftigungslose Akademiker oder einfach als «Ausg'steuerte» ausgaben, Leute, deren Arbeitslosenunterstützung abgelaufen war und denen man durch den Spalt, den die Vorlegekette ließ, Essen und kleine Münzen reichte.

Und wie primitiv und gering erscheint mir diese Wohnung jetzt, zu der die Unglücklichen mehrere Treppen hoch um ein winziges Almosen hinaufkletterten: ein schmaler Vorraum, eine altmodische Küche, ein Wohnzimmer, auf dessen Sofa ich nachts schlief, und ein einfenstriges «Kabinett» als elterliches Schlafzimmer. Kein Badezimmer: man wusch sich an der Wasserleitung, und das wöchentliche warme Bad vollzog sich in einem Schaff, in dem kaltes mit auf dem Ofen erhitztem Wasser gemischt wurde. Mein selektives Däm-

mergedächtnis der frühen Kindheit registriert die Verwandlung unseres Plumpsklos in ein «englisches Wasserklosett», das von der Familie als große technische Neuerung ekstatisch begrüßt wurde. Von der technischen Rückständigkeit zeugt auch die Tatsache, daß unsere Straße mit dem mir lange rätselhaften Namen «Geologengasse» (nach dem geologischen Reichsinstitut, von dessen Existenz ich natürlich nichts wußte), bis dahin ein Lehmweg, in meiner Kindheit asphaltiert wurde, woran ich mich vielleicht deswegen erinnere, weil der frische Teergeruch mich so unwiderstehlich anzog, daß meine Mutter, der jeder Genuß suspekt war, mich nur mit Mühe davon abhalten konnte, ihn, tief hinuntergebeugt, in meine Lungen zu saugen. Zur gleichen Zeit wurde auch die elektrische Straßenbeleuchtung eingeführt. Vorher war Tag für Tag ein uniformierter Mann von einer Gaslaterne zur nächsten gegangen und hatte mit Hilfe einer endlos langen Stange die Glühstrümpfe entzündet, die ein geisterhaft grünliches, aber herzerfreuendes Licht ausstrahlten. Leider war die Folge, daß auch die von bunten Korallenfransen umgebene Gaslampe über unserem Wohnzimmertisch verschwand, um einem, wie mir heute scheint, viel unpersönlicheren elektrischen Leuchtkörper Platz zu machen. Zu den unersetzlichen Dingen, die man mit der Kindheit verliert, zähle ich die intensiven Lustempfindungen, die von Licht und Farben ausgehen, aber auch von Geschmackserfahrungen und anderen sinnlichen Eindrücken. Keine noch so steile intellektuelle Entwicklung kann volle Entschädigung für die Einbuße dieser Wahrnehmungen bieten, die das Entzücken der ersten Lebensjahre sind und auch eine so düstere Welt, wie das Wien meiner Kindheit war, zeitweilig verzaubern können.

Meine jüdischen Eltern stammten aus der alten österreich-ungarischen Provinz, mein Vater aus der fernöstlichen Bukowina, meine Mutter aus dem nur sechzig Kilometer von Wien stromabwärts an der Donau gelegenen Preßburg, das aber trotz seiner Nähe – man konnte es mit einer Elektrischen erreichen – einer ganz anderen Welt angehörte. Die große Hauptstadt, dynastisch-traditionell und doch von der späteingeführten kapitalistischen Wirtschaftsform in ein Geschäftsfieber versetzt, lockte die Mitglieder der ostjüdischen Gemeinden, die von westlicher Modernität noch kaum berührt waren, mit nur dunkel geahnten, aber gerade deswegen unwiderstehlich anziehenden Möglichkeiten. Verführt durch unbestimmte Aufstiegshoffnungen, vertrieben durch die orthodoxe Unduldsam-



Hochzeitsbild der Eltern

keit, Armut und Stagnation seines eigenen Milieus kam mein Vater schon als ganz junger Mensch nach Wien, nur um sehr bald feststellen zu müssen, daß man nicht auf ihn gewartet hatte und daß einem ungeschulten Handlungsgehilfen keine goldenen Berge aufgeschüttet wurden. Seine Hauptmahlzeit in jenen kärglichen Tagen bestand aus einem Laib Brot, den er zusammen mit einem Berufs- und Leidensgenossen, schamhaft den Blicken der vorbeiströmenden Menschenmenge entzogen, in den Torbögen der inneren Stadt verzehrte. Nicht der wirtschaftliche Erfolg, sondern der große Krieg befreite ihn aus der ersten Wiener Misere. Vier Jahre lang verteidigte er die Monarchie als Artillerist an der kampfduchtochten italienischen Front. Als Kind lauschte ich oft mit staunenden Sinnen den Erzählungen seiner mir kaum vorstellbaren Kriegsabenteuer, den Schilderungen von Luftkämpfen, Gasangriffen, gefährlichen Flußüberquerungen, schweren Beschießungen, Kriegsverletzungen und langen Aufenthalten in überfüllten Lazaretten. Manchmal durfte ich mit dem Inhalt einer Pappschachtel spielen, in der metallisch und bunt behändert eiserne Verdienstkreuze, silberne Tapferkeitsmedaillen und vergilbte Fotografien von um Kanonen gruppierten Soldaten durcheinanderlagen. Zuletzt erblickte ich diese Schätze als halbwüchsiger Emigrant, als am Tage des St. Rochus, des Schutzheili-

gen der Tiere, die aus der Heimat vertriebenen Frontsoldaten in grotesker Verbitterung Hunde mit ihren Kriegsauszeichnungen behängten und zur Verwunderung der einheimischen indianischen Bevölkerung durch die Straßen und über den Markt eines Andenstädtchens trieben.

Aber ich greife voraus. Während des Ersten Weltkrieges hatte mein Vater auf einem Besuch bei Verwandten meine Mutter, eine entfernte Kusine, kennengelernt. 1921 heirateten sie, 1922 kam ich zur Welt. Im verarmten Wien der Republik versuchten sie gemeinsam, eine Existenz aufzubauen, doch die Zeiten waren ihnen nicht günstig. Oft wechselten sie die Branche, ohne daß ihnen diese Wendigkeit den ersehnten Wohlstand gebracht hätte. Köstliche Erinnerungen bewahre ich an die Federn und Bleistifte, das glatte Glanzpapier, die faszinierenden farbigen Tinten und Tuschen in ihrem Schreibwarenladen, aus dem wir aber eines Tages, ich habe keine Ahnung, wie und warum, für immer auszogen. Das nächste Unternehmen, an dem sich mein Vater beteiligte, war eine Molkerei, die ich manchmal besuchen durfte. Über eine große wellige Blechwand rann die erwärmte Milch zur Kühlung hinunter und wurde in säuerlich riechende Aluminiumkannen abgefüllt, zu deren Transport Pferdewagen in niedrigen Schuppen bereitstanden. Mir am liebsten in diesem weitläufigen Betrieb waren die braunleibigen Pferde, die, lässig mit den Schwänzen schlagend und mit ihren Riesenzähnen bedächtig Heu und Hafer zermalmend, vor den Krippen standen, unbekümmert um das Entzücken, das ich empfand, wenn man mich auf ihre breiten Rücken hob. Aber auch dieser Erwerb führte offenbar nicht «auf den grünen Zweig», von dem ich meine Eltern oft sprechen hörte, denn eines Tages verschwanden die gute Butter, der Topfen, der Rahm und Schlagobers, die immer so reichlich auf dem Tisch erschienen waren, wie weggeblasen von der Bildfläche, und als ich meinen Vater das nächste Mal in seinem Geschäft aufsuchen durfte, da war es eine Fabrik von Ohrenschützern: an einem metallenen Bügel wurden links und rechts pelzige oder samtene Ovale so angebracht, daß der Apparat, über dem Kopf getragen, beide Ohren verdeckte. Ich zweifle daran, daß ein hoher Prozentsatz der Wiener Bevölkerung sich dieser nützlichen Erfindung bediente, denn ich bin nicht vielen Menschen mit Vaters Patent über dem Schädel in den Straßen meiner Heimatstadt begegnet. Unsere engere Familie jedoch konnte in jener Zeit mit wohlversorgten Ohrmuscheln und

-läppchen den großen Frösten trotzen, die damals Wien heimsuchten. An einen solchen Winter kann ich mich noch lebhaft erinnern, es muß der von 1927 gewesen sein, der so kalt war, daß die Donau zufror und ich zu meinem maßlosen Staunen einen von Pferden gezogenen Wagen den gewaltigen, eisbedeckten Strom überqueren sah.

Aber auch die Ohrenschützer erfüllten wohl die in sie gesetzten Hoffnungen nicht, denn sie mußten einer anderen Fabrikation weichen: in einer weiten Halle, die mein Vater an der Schüttelstraße mietete, stapelten sich nun in jeder Farbe und Größe Tausende jener Kopfbedeckungen, die im weiteren deutschen Sprachraum Baskenmützen heißen, aber von meinem Vater unter dem Namen Pullmannkappen in Pappschachteln verpackt, verschickt und verkauft wurden. Und in einem düsteren Hintergemach, einer wahren Alchimistenkammer, hantierte ein hemdsärmlicher Mensch, der manchmal als Vaters «Kompagnon» bezeichnet wurde, mit allerlei Gläsern und Retorten, in die er teils kalte, teils siedende, aber immer schwül duftende Öle und Essenzen goß, offenbar in dem Bestreben, auf chemischem Wege ein wohlriechendes und unerhört billiges Haar- oder Mundwasser zu gewinnen und mit enormem Profit in der zivilisierten Welt zu verbreiten. Das Resultat kann jedoch nur ein weiterer Fehlschlag gewesen sein, denn auch diese interessanten Waren, Mützen wie Parfüme, folgten ihren Vorgängern in die Versenkung der Geschichte, und nachdem sie und ihre löblichen Eigenschaften eine Zeitlang täglicher Gesprächsstoff gewesen waren, wurden sie plötzlich nie wieder erwähnt. Nur ich mußte jahrelang mit meinen lächerlichen Pullmannkappen die Schule besuchen, während meine Kameraden viel schickere Schlägermützen aufhatten oder ihr Haar ganz unbedeckt den Winden preisgeben durften.

Noch einmal wechselte mein Vater, nur dem Kaufmannsstand im allgemeinen treu bleibend, seine Branche. In einem Geschäftshaus des ersten Bezirks wurden an langen Tischen mit scharfen Messern anhand von papierenen Mustern Seiden- oder Baumwollstoffe zugeschnitten und in einem anderen Saal von emsig tretenden Mädchen auf Nähmaschinen zu erkennbaren Stücken zusammengefügt: mein Vater war Unterwäscherzeuger geworden und blieb es auch bis zu unserer Auswanderung, ohne daß sich freilich in unseren äußeren Umständen viel zu verändern oder gar zu verbessern schien. Dieser letzten Phase seiner Gewerbetätigkeit widmete ich jedoch

keine besondere Aufmerksamkeit mehr, diese Dinge hatten für mich stark an Magie verloren, seit ich mit meinen eigenen Schulsachen beschäftigt war.

Aus diesem wiederholten Geschäftswechsel auf anderes als Mangel an kommerziellem Sinn und die üble Wirtschaftslage zu schließen, wäre verfehlt. Mein Vater war ruhigen und beständigen Charakters, eher schwerblütig, phlegmatisch und arm an Einbildungskraft. Fleißig, methodisch und gleichmäßig verrichtete er tagein, tagaus seine Obliegenheiten. Zur gleichen frühen Stunde stand er auf, wusch und rasierte sich, aß stets das gleiche einfache Frühstück, wanderte zu Fuß zu seinem Geschäft und stellte sich zur europäischen Hauptmahlzeit, dem Mittagessen, wieder zu Hause ein. Nachmittags setzte sich dieses Kommen und Gehen mit unabänderlicher Regelmäßigkeit fort. Präzise zur Minute kehrte er nach Geschäftsschluß heim, verzehrte mit uns zusammen ein bescheidenes Abendbrot, las die Zeitung, hörte an einem selbstgebastelten Apparat ein wenig Radio und ging frühzeitig zu Bett, ein verlässlicher, anspruchsloser, nicht aus seinem Gleichmut zu bringender Mensch. Diese überaus stabilen Eigenschaften haben bestimmt dazu beigetragen, daß meine Eltern ein hohes Alter erreicht haben. Hochbetagt lebt meine Mutter noch heute in Los Angeles, und mein Vater ist erst vor kurzem, weit über achtzig, daselbst gestorben. Und das ihre war kein einfaches Leben, sondern reich an Entbehrungen und Verfolgungen, an Enttäuschungen und Bedrohungen. Aber sie haben alles überstanden, den Ersten Weltkrieg, die Inflation, den Austro-Faschismus, die Übernahme Österreichs durch die Nazis, das darauf folgende Umherirren in Europa, die Emigration nach Übersee, die langen Jahre in verschiedenen südamerikanischen Ländern, die Weiterwanderung nach den USA. Ich bin sicher, daß innerhalb dieser abenteuerlichen und schwierigen Veränderungen eines immer gleich geblieben war: die Art, wie sich mein Vater die Zähne putzte, seine Schuhe zuzschnürte und abends die Hose nach der Bügelfalte zusammengelegt über die Stuhllehne hängt. Vielleicht war das nichts als kleinliche Pedanterie, und doch vermute ich, daß diese gleiche Unbeirrbarkeit in den vielen Lagen, wo Kopflosigkeit zu Katastrophen geführt hätte, meinen Vater befähigt hat, sein Gleichgewicht zu bewahren. Wer wagt, gewinnt. Mein Vater hat nicht gewagt und nicht gewonnen. Aber wer nicht wagt, der übersteht.

Das einzig Ungewöhnliche an meinem Vater war, daß er zeich-

nete und malte. Mit Stift oder Pinsel bedeckte er zahllose Blätter und Leinwandstücke, die ich von früh auf betrachtete. Von dieser Fertigkeit habe ich nichts geerbt, aber ihr verdanke ich die vielen fast allwöchentlichen, in unserer sozialen Schicht ungebräuchlichen Besuche aller Wiener Bildergalerien, Kunstsammlungen und Museen. Obwohl ich meinen Vater auf diesen Gängen durch endlose Ausstellungsräume anfangs eher gelangweilt begleitete, wurde ich doch auf die bildenden Künste aufmerksam, so daß mir durch sie nach und nach die Augen aufgingen und sie zu meiner Bildung und Bereicherung beigetragen haben. Und noch ein Zweites verdanke ich meinem Vater: die Freude an Berg, Wald und Feld, an Landschaft und Wanderschaft. In der guten Jahreszeit fuhren wir oft mit der Straßenbahn an irgendeine Endstation am Stadtrand und traten, ein Butterbrot und etwas Obst im Rucksack, auf den gut markierten Pfaden unsere vielfältigen Spaziergänge durch den Wiener Wald an. Ohne diese Anleitung und frühe Gewöhnung hätte ich wohl meine bis heute anhaltende Leidenschaft für die Natur nicht entwickelt und wahrscheinlich niemals meine Fahrten durch die Anden und den Himalaja, in die Unwegsamkeiten Islands, Neuseelands und des nordamerikanischen Kontinents unternommen, die zu dem Besten gehören, was ich in meinem Leben gemacht habe.

Meine Mutter ist fast in allen Stücken das Gegenteil meines Vaters. Fahrig, reizbar, oft mißmutig, immer an unbestimmten Krankheiten und Unpäßlichkeiten leidend, umhegte sie zwar schützend, aber überängstlich die frühen Entwicklungsstadien ihres einzigen Kindes und überwachte mit zähem Widerstand gegen jede Selbständigkeit, nur widerwillig die Kontrolle aus der Hand gebend, seine Adoleszenz. Aber auch ihr verdanke ich neben vielen, nicht mehr rekonstruierbaren Wohltaten die Bekanntschaft mit einer ganz bestimmten, mein Leben von Grund auf verwandelnden emanzipatorischen Macht. Sich hierin ebenfalls von meinem Vater unterscheidend, las meine Mutter gern mancherlei Geschichten, Traktate und Romane und sorgte dafür, daß auch für mich frühzeitig Bücher angeschafft wurden. Mit Hilfe dieses Zaubermittels eröffnete sich dem einsamen, geschwisterlosen Knaben eine phantastische Welt, in die er sich immer häufiger und süchtiger nicht bloß einer als lästig empfundenen Verhätschelung, sondern überhaupt seiner ganzen engen, abwechslungsarmen, kleinbürgerlichen Umgebung entzog. Bald waren die Grimmschen und Bechsteinschen Märchen verschlungen,

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck



Der Zwölfjährige mit dem Vater

aber auch die von Andersen und Hauff, die klassischen Sagen Gustav Schwabs und die Tiergeschichten von Brehm, der Münchhausen und der Gulliver sowie Coopers Lederstrumpf, viele Bände Karl May und schließlich die paar Klassikerausgaben im Bücherschränken, zu denen sich in rascher Abfolge die halbe Weltliteratur in den billigen Reclam-Heften und die Inhalte ganzer Leihbibliotheken gesellten, in die in ihrer Not die Eltern den unersättlichen Leser einschreiben mußten.

Trotz ihrer Verschiedenheiten lebten meine Eltern in relativ harmonischer Ehe. Zum Teil lag das daran, daß meine Mutter im Grunde den härteren Willen besaß und ihn durchzusetzen verstand. Mein Vater war von einer rührenden Gutmütigkeit und Verträglichkeit, was aber auch zur Folge hatte, daß er gerne Auseinandersetzungen aus dem Weg ging und mich dem Gutdünken und den mit krausem Aberglauben durchsetzten Erziehungsprinzipien der Mutter überließ. Dies entsprach allerdings der in den bürgerlichen Schichten unausweichlich geltenden Einteilung: der Vater ging im Erwerb des Lebensunterhalts auf, die Mutter kümmerte sich um Kinder und Haushalt. Vielleicht sollte ich erwähnen, daß wir trotz unserer beschränkten Umstände immer eine Hausgehilfin hatten,

meist ein Mädchen vom Lande, das für ein geringes Entgelt und so gut wie keinen Komfort in der Küche, auf dem Markt, in den Stuben, im Keller, auf dem Dachboden und als «Kinderfräulein» unermüdlich für die Familie tätig war. Auch dies gehörte zum Stil der bürgerlichen Klasse. Sonst aber bin ich mir keines Luxus in unserer Lebensführung bewußt. Wir lebten in einer mich heute im Rückblick beinahe klösterlich anmutenden Zurückgezogenheit. Ein gelegentliches Zusammentreffen mit Bekannten im Kaffeehaus, ein sonntäglicher Kinobesuch, ein Spaziergang im Prater, während dessen man in einer Gaststätte einkehrte und sich ein «Kracherl» bestellte – das waren die seltenen Vergnügungen, die sich meine Eltern gönnten. Gäste hatten wir so gut wie keine. Wenn wirklich einmal im Jahr ein Geschäftsfreund oder ein Ehepaar aus der Bekanntschaft zum Essen eingeladen war, so war das ein festliches Ereignis von großer Ausgefallenheit, das alle Gewohnheiten über den Haufen warf und jedermann in Aufregung versetzte. Nie gebrauchtes Geschirr wurde hervorgeholt, Kristallschalen, die sonst nur hinter Glas zu sehen waren, traten in Funktion, Spirituosen wurden bereitgestellt. Das Köstlichste an den Vorbereitungen war aber, daß mein Vater jedesmal ein viereckiges «Sandwichbrot», damals eine geheimnisvoll fremdartige Vokabel, nach Hause brachte, in dünne Scheiben schnitt und mit exotischen Leckerbissen: Gürkchen, Sardellen und Salami, geräuchertem Lachs, Eiern und Oliven belegte. Von den anwesenden Gästen ist mir merkwürdigerweise kaum ein Gesicht, ein Gespräch haften geblieben. Aber ich erinnere mich noch genau an die Empfindung von Eleganz und großer Welt, die eine delikate, die Lampe umschwebende Wolke Zigarettenrauch an einem solchen Abend in mir hervorrief.

Was das Kulturleben betrifft, hätten meine Eltern, allein die schon erwähnten Museen ausgenommen, nicht in Wien leben müssen. Ihr überaus seltenes Verlangen nach Oper, Theater oder Konzert hätten auch ihre bescheideneren Heimatorte befriedigen können. Natürlich hing diese Enthaltksamkeit ursächlich mit ihrer stets prekären Finanzlage zusammen, entsprach aber auch ihrer geistigen Bedürfnislosigkeit. Ihre menschliche Stärke lag in den Bezirken des Charakters und des Gemüts, in der Fähigkeit zu Mitleid, zu Trauer, zu Humor. Die Schule hatten sie nur wenige Jahre besucht, und das dort Gelernte schien keinerlei Eindruck hinterlassen zu haben, jedenfalls war nie die Rede davon. Intellektuelle Probleme wurden zu Hause nicht be-

rührt, auch von Politik, von geschichtlichen Ereignissen wurde selten gesprochen. Überhaupt bewegten sich beide Eltern sprachlich auf der denkbar dürftigsten Ebene. Das Deutsch meines Vaters wies in Syntax und Aussprache deutlich die Einwirkungen von dem Jiddisch seiner Jugend auf und wich trotz seines langjährigen Aufenthalts merklich von der Wiener Umgangssprache ab, während meine Mutter, sprachbegabter und im Ausdruck behender als er, niemals die Spuren ihres ungarischen Ursprungs loswurde. Daß ich über dieses Niveau hinausgelangte, ist nicht dem intellektuellen, sondern dem gesellschaftlichen Ehrgeiz meiner Eltern zu verdanken. Soweit ich zurückdenken kann, erwarteten sie von mir, daß ich ein «Doktor» würde. Daß ich es trotz aller Hindernisse geworden bin, wenn auch auf den verschlungensten Umwegen und nicht in dem medizinischen Sinn, wie es offenbar gemeint war, das hat gewiß etwas mit dem Begehren der Eltern und dem Vertrauen, das sie ständig in mich setzten, zu tun, mag der Ansporn dazu auch tief und verborgen in den nebelhaften Regionen der Seele zu suchen sein. Jede Regung von Intelligenz in mir wurde frohlockend aufgenommen, jedes Aufflackern eines noch so undefinierbaren Talents mit Begeisterung geschürt. Längst ehe ich zur Schule kam und im geringsten verstehen konnte, wie mir geschah, hatten sie den Ruch meiner Außergewöhnlichkeit verbreitet, und ich wurde von unserer Verwandtschaft wie ein staatlich bescheinigtes Genie behandelt, mit dem besitzergreifenden Wohlwollen von Leuten, die legitime Ansprüche auf die Einlösung eines heiligen Versprechens haben. Wie ich diese Erwartungen bei normalem Fortgang der Dinge erfüllt oder wie ich mich ihnen entzogen hätte, daran wage ich nur mit Schaudern zu denken. Daß diese halb natürlichen, halb gewaltsam gestellten Anforderungen meine Entwicklung irgendwie beeinflußt haben, daran darf ich füglich nicht zweifeln.

[...]